



FEDERHERZ

VERLAG

~~YOUR~~
LAST
Christmas
ALESSIA GOLD

KEIN BESINNLICHER
ROMAN

YOUR LAST CHRISTMAS

Kein besinnlicher Roman

Copyright: Alessia Gold, 2022, Deutschland

Bildmaterial: Shutterstock, Freepik, Rawpixel, Envato Elements

Korrektorin: Annette Nenner

Cover: Dana Müller-Braun

Umschlag: Nikolina Designs

Bestellung und Vertrieb: Nova MD GmbH, Vachendorf

ISBN: 978-3-98595-629-6

WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstr. 7

71522 Backnang

Deutschland

Alle Rechte vorbehalten.

Federherz Verlag

Süntelstraße 70

31848 Bad Münder

www.federherzverlag.de

Instagram: @federherz.verlag

Triggerwarnung

Ich schätze, du bist zuerst wegen des weihnachtlichen Glitzercovers auf diese Geschichte gestoßen. Oder war es der Titel? Bist du neugierig?

Was erhoffst du dir von diesem Buch?
Besinnlichkeit unter dem Weihnachtsbaum? Eine harmonische Liebesgeschichte, die du am Adventssonntag lesen kannst, um dem Weihnachtstrubel zu entkommen?

Ja? Dann leg das Buch bitte weg.
Es ist nichts für dich.

Wenn du allerdings eine Auszeit vom klischeehaften Weihnachten suchst, noch dazu kein Problem mit deutlicher, derber Sprache hast, heiße Kerle vergötterst, die nach ihren ganz eigenen Regeln spielen, und nicht über Richtig oder Falsch urteilen willst:

Dann blättere jetzt um und erliege Grahams Grumpy-Charme.

Doch denk daran:

In diesem Buch gibt es zahlreiche Triggerthemen, die dich mehr verstören werden, als dass sie eine besinnliche Stimmung erzeugen. Dafür aber vielleicht eine andere ...

Moralische Prinzipien können anklingen, werden aber

zu einem großen Teil der Geschichte mit Füßen getreten. Es gibt jede Menge heißer Szenen – und das im wahrsten Sinne des Wortes.

Und das lieben wir, nicht wahr?

Also wirf dich in deinen Weihnachtspullover, mach es dir vor dem Kamin, einem Lagerfeuer oder einer Kerze bequem – es ist das Weihnachtlichste, was diese Story dir bieten wird.

Eine genaue Auflistung der möglichen Triggerthemen findet ihr am Ende des Buches, um Spoiler zu vermeiden.

Kapitel Eins

MIA



Mist, Mist, Mist.
Oder eher: Schnee, Schnee, Schnee.
Und so viel davon.

Dicke Schneeflocken peitschen mir ins Gesicht, setzen sich auf meine Pudelmütze und meinen knallroten Mantel, in dem ich aussehe wie Rotkäppchen. Ein wenig fühle ich mich auch so. Und ein wenig befürchte ich, dass mich gleich ein großer Wolf fressen wird. Oder vielmehr ein Bär. Davon gibt es hier in Alberta wohl wesentlich mehr; auch wenn ich hoffe, dass sie tatsächlich Winterschlaf halten. Aber ich gebe zu: Ich habe keine Ahnung davon. In New York gibt es keine Bären.

Und keine Wölfe.

Und keine Berge.

Keinen Schnee in diesen verfluchten Mengen.

Er knirscht unter meinen Schuhsohlen, als ich meinen Reisekoffer hinter mir her wuchte. Die Straße

schlängelt sich durch den dichten Nadelwald und keine Menschenseele ist zu sehen.

Es ist genau das, was ich wollte.

Dummerweise hatte ich, nachdem ich meinen Freund – wie klischeehaft – mit einer anderen im Bett erwischt habe, weder viel Zeit noch Motivation, meine Kleidung meinem spontanen Ziel mitten im Banff-Nationalpark anzupassen. Ich wollte nur weg und habe halb blind unter Tränen die erste freie Hütte in Kanadas Natur gebucht, die ich bekommen konnte. Mein Motto lautete: so weit weg wie möglich, ohne richtig weit weg zu sein.

Viel Auswahl hatte ich bei der Wahl der Behausung nicht. Erstens ist es hier so dünn besiedelt, dass es ohnehin nicht gerade viele Angebote gab, und zweitens ist in zwei Tagen Weihnachten. Urlaubszeit.

Vermutlich sind neunzig Prozent meiner ebenso blind eingepackten Kleidungsstücke nicht wintertauglich, aber das war mir egal. Bis jetzt. Jetzt bekomme ich eine Idee davon, dass es möglicherweise klüger gewesen wäre, shoppen zu gehen, bevor ich in einer Halsüber-Kopf-Aktion zum Flughafen aufgebrochen bin. Zeit hätte ich gehabt. Meine Nacht auf dem Plastikschalenstuhl in der Flughafenhalle war nicht gerade erholsam, dafür konnte ich im Flugzeug ein paar Stunden die Augen schließen.

Die nächste eiskalte Windböe trifft mich, und als ich dagegen anblinze, spüre ich die Tränen über meine Wange laufen. *Scheiße, ist das kalt.*

Ich schiebe mir hektisch prustend einige blonde Strähnen aus dem Gesicht und zurück unter die

Mütze, während ich mit klammen Gliedern weiterlaufe. Laut meiner App kann es nicht mehr weit sein – laut dem Tank meines Mietwagens war es aber weiter als gedacht. Deshalb steht das Auto nun einige Straßenkurven entfernt und nur deshalb marschiere ich das – hoffentlich – letzte Stück des Weges zu Fuß.

Mir bleibt ja ohnehin nichts anderes übrig.

Wie ich allerdings in den nächsten Tagen ohne Benzin und Auto überleben soll, weiß ich noch nicht. Ich werde mir wohl Hilfe rufen müssen. Denn immerhin das funktioniert, wie ich sofort nach dem Liegenbleiben getestet habe. Mein Handyempfang ist da. Und das beruhigt mich so weit, dass ich beschlossen habe, erst einmal die Hütte zu suchen, bevor ich mich wohl oder übel bei der Polizei melde.

Wenn mich nicht doch noch ein Bär oder Wolf frisst.

Meine Schritte werden immer schneller und meine Muskeln ziepen immer unangenehmer, je länger sie gegen die Kälte arbeiten müssen.

Vermutlich würde mich ohnehin niemand vermissen, wenn ich hier einfach draufginge und gefressen würde. Mein Ex-Arsch-Freund hat es sich auf meine Kosten bequem gemacht und hinterrücks meine beste Freundin gevögelt. Hallo Klischee Nummer zwei. Ich will gar nicht wissen, wie lange das ging.

Ich hätte niemals gedacht, dass ich eine der Frauen werde, die zu blöd sind, all die Anzeichen zu sehen und zu deuten. Doch im Nachhinein betrachtet waren sie eindeutig da.

Es lief zu perfekt.

Schnaufend marschiere ich weiter, während die Gedanken an meinen Ex wenigstens für etwas Hitze in mir sorgen. Vor Wut auf ihn.

Nach meinem Kunststudium bin ich die Karriereleiter nur so weit hinaufgeklettert, bis ich mein eigenes Atelier mit angeschlossenem Geschäft gegründet hatte und locker für zwei zahlen konnte. Ich handle mit teurer Kunst und liebe alles daran. Dass ich mich selbst kreativ austobe, mache ich nur für mich. Ich brauche ein Ventil, um meinen manchmal nicht unbedingt gesellschaftstauglichen Gedanken freien Lauf zu lassen, und das habe ich in der Kunst gefunden.

Mein Ex-Vollidiot-Freund hingegen hat nach der Highschool nicht viel hinbekommen. Sein größter Erfolg war seine Position im Footballteam des Colleges, das er ohne Abschluss geschmissen hat.

Aber ich war wohl da schon blind und habe mich von seinen breiten Armen und seinen dämlichen Sexfähigkeiten einlullen lassen. Außerdem hat er mich bekocht und die Einkäufe erledigt. Etwas, das mir meinen stressigen Alltag durchaus erleichtert hat.

Dennoch werde ich diesem Kerl keine Träne nachweinen.

Außer vielleicht dem Sex.

Er war tatsächlich das Beste an dem ganzen Mann.

Mein Puls jagt so heftig, dass ich ihn in meinen Ohren höre. Genervt schlittere ich über eine gefrorene Pfütze und packe mich beinahe auf die Nase, als ich mich immer weiter in meine Gefühle hineinsteigere. Er ist es nicht wert, und doch schmerzt mein Herz bei dem Gedanken an ihn viel zu sehr. Und das macht

mich wütend. Vor allem auf mich selbst. Solch eine Macht soll er nicht über mich haben.

Ich werde diese Auszeit in der Einöde Kanadas genießen, etwas zur Ruhe kommen und anschließend mein Leben aufräumen. Wenn ich nur noch für mich zahlen muss, werde ich mir erst einmal ein paar Annehmlichkeiten erlauben. Ein, zwei oder drei neue, teure Kleider. Ganz viel unnötige Deko. Bunt bedruckte Tassen mit dämlichen Sprüchen. All das, was Jason immer genervt hat, werde ich in Massen kaufen, einfach, weil ich es kann.

Und dann werde ich eine kalte, abgebrühte Karrierefrau, die nur für ihre Arbeit lebt. Vielleicht gönne ich mir irgendwann einen knackigen Callboy.

Aber gut. Zukunftsmusik. Erst einmal sollte ich nicht erfrieren.

Ich zerre meinen Rollkoffer weiter, nehme die nächste Kurve – und bleibe stehen. Vor mir öffnet sich der Wald und gibt den Blick auf einen riesigen, hellblau leuchtenden See frei. Im Hintergrund türmen sich die schneebedeckten Berge und ganz unten, am Seeufer, steht eine einzige kleine Blockhütte.

Perfekt.

Einfach perfekt.

Plötzlich machen mir die Kälte und meine kleine Pechsträhne, die ich zu haben scheine, nicht mehr viel aus. Ich stolpere weiter, atme die klirrende Eisluft tief in meine Lunge und nehme den nicht befestigten Weg durch den Wald nach unten.

Es ist verdammt idyllisch und genau das, was ich gerade brauche. Nur Natur, keine Menschen. Sobald

ich in der Hütte bin, können gern auch wilde Tiere vorbeikommen. Das macht mir nichts. Sie sollen mich nur nicht fressen.

Mit einem Grinsen erreiche ich das Ufer des Sees, folge dem sandigen, halb zugefrorenen Trampelpfad und stehe kurz darauf vor der Eingangstür. Mein Blick schweift zu dem Blumentopf auf dem Fenstersims links daneben. Hier soll laut Buchungsunterlagen der Schlüssel versteckt liegen.

Nicht gerade das kreativste Versteck, aber hier verirrt sich wohl auch niemand einfach so her, der nicht von der Adresse weiß.

Ich lasse den Koffer stehen, gehe zu dem Kübel und hebe ihn vorsichtig an.

Kein Schlüssel.

Mein Herz stolpert aufgeregt, als ich ihn vom Fenstersims nehme – doch noch immer ist da nichts. Hektisch suche ich mit meinen Augen den Boden ab, aber ich habe ihn auch nicht aus Versehen vom Fensterbrett gefegt.

Der verdammte Schlüssel ist nicht da.

Wie war das noch mit der kleinen Pechsträhne?

Möglicherweise ist sie größer als gedacht.

Ganz ruhig, Mia, rede ich mir leise selbst Mut zu, während ich ein paar Schritte zurück mache, um einen Blick auf die kleine Hütte zu werfen. Ein Ast unter meiner Schuhsohle knackt leise, und doch ist es ein anderes Geräusch, das mich kurzzeitig aus dem Konzept bringt.

Es kam aus dem Haus.

Und es klang wie ... wie ein Baby. Ein weinendes Baby.

Mit zusammengekniffenen Augen sehe ich mich um und entdecke nach dreimaligem Hinsehen am Waldrand – aus der anderen Richtung, aus der ich gekommen bin – einen schwarzen Van. Oder zumindest die Rückseite davon. Der Wagen steht so versteckt, dass es kein Wunder ist, dass ich ihn zunächst übersehen habe.

Vielleicht ist es der Besitzer, der die Hütte vor meinem Einchecken noch einmal prüft?

Ich ziehe den Mantel fester um mich und trete entschlossen an die Tür, um zu klopfen. »Hallo?«, rufe ich laut und donnere meine Faust gegen das Holz. »Ist da jemand?«

Ich halte inne und lausche. Da war das Wimmern schon wieder. Doch niemand öffnet die Tür.

Mit einem nun deutlich unwohl Gefühl blicke ich mich um. Nicht, dass hier doch ein Bär seinen Winterschlaf schwänzt.

Aber da ist kein Bär. Nur unberührte Natur und dieser Wagen. Probeweise ruckle ich am Türgriff, doch die Tür ist wie befürchtet verschlossen. Seufzend trete ich an das Fenster und presse meine Nase gegen die kalte Scheibe. »Hallo?«, versuche ich es noch einmal und klopfe mit den Fingerknöcheln auch hier dagegen.

Leider ist es im Haus stockfinster. Ich kann nur schemenhafte Umrise erkennen, aber beim besten Willen keine Person – und schon gar kein Baby.

Langsam kriecht die Panik in mir empor und schnürt mir den Hals ab. Wenn hier niemand ist –

auch kein verdammter Schlüssel –, muss ich entweder in die nächste Stadt zurücklaufen (und erfriere vermutlich währenddessen) oder ich rufe schon jetzt die Polizei. Oder den Vermieter.

Okay, ganz ruhig. Ich werde eine Lösung finden.

Ich atme noch einmal tief durch, um mich zu beruhigen. »So ein Mist«, schimpfe ich grummelnd, lasse meinen Koffer stehen und marschiere auf den Waldrand zu. Ich weiß nicht, was ich denke, bei dem Van zu entdecken (vielleicht frische Reifenspuren?), aber es ist das einzige Zeichen der Zivilisation.

Als ich den schwarzen Transporter erreiche, nimmt das ungute Gefühl in meinem Bauch zu. Es ist einer der Klischee-Kastenwagen mit verdunkelten Scheiben, wie sie in jedem zweiten Hollywoodkrimi genutzt werden, um Menschen zu entführen oder um in einer spektakulären Aktion direkt vor dem Louvre anzuhalten, die Schiebetüren zu öffnen und ein Massaker mit mindestens fünf bis an die Zähne bewaffneten Typen loszutreten.

Ich mag diese Art Filme.

Aber eben *nur* die Filme.

In der Realität ist mir dieser Wagen etwas zu gruselig. Und trotzdem fasse ich mir ein Herz, halte weiter darauf zu und versuche es erst gar nicht an den hinteren Scheiben. Dafür ziehe ich alibimäßig an der Fahrertür, die selbstverständlich verriegelt ist. Obwohl ich nicht davon ausgehe, dass jemand im Wageninneren sitzt, stelle ich mich auf die Zehenspitzen, um einen Blick hinein zu erhaschen.

In diesem Moment höre ich es hinter mir kna-

cken. Ziemlich laut. Und das Geräusch von brechenden Ästen und knirschendem Schnee kommt ziemlich sicher von einem ziemlich großen Lebewesen.

Mit klopfendem Herzen wirble ich herum, und der Ton, der sich aus meiner Kehle löst, ist eindeutig der Überraschung zuzuschreiben.

Vor mir steht ein Mann, der ebenfalls klischeehaft in diese Umgebung passt. Er ist groß, mindestens zwei Köpfe größer als ich, trägt eine Jeans, Boots und eine gefütterte karierte Flanelljacke, unter der ein schwarzer Hoodie hervorblitzt. Auf seinem Kopf sitzt eine gleichfarbige, schlichte Mütze, deren doppelt gelegten Bund er tief in die Stirn gezogen hat. Seine grünen Augen leuchten wie die eines Raubtieres und werden von seinem Dreitagebart auch nicht gerade abgeschwächt.

Er sieht aus wie ein eigenbrötlerischer Holzfäller. *Im Winter*, okay, ich weiß nicht, wie oft er da dieser Beschäftigung nachgehen kann. Aber er passt in diese Holzhütte. *Er muss der Besitzer sein.*

Er öffnet gerade den Mund, während seine Augen sich zu Schlitzeln verengen, doch ich komme seinen Worten zuvor.

»Um Gottes willen, Sie sind da!«, bringe ich erleichtert hervor und presse mir eine Hand auf mein wummerndes Herz, das sich nur langsam beruhigt. »Ich dachte schon, meine Ankunft wurde vergessen! Haben Sie mich eben rufen gehört?«

Statt mir zu antworten, schließt er seinen Mund untätig und starrt mich an. In derselben Sekunde wan-

dert seine Hand hinter seinen Rücken. Es sieht aus, als würde er etwas dahinter verstecken.

»Haben Sie den Schlüssel wieder unter den Topf gelegt?«, frage ich und schlängle mich an seinem massiven Körper vorbei. »Nicht, dass Sie nun doch noch fahren und ich hier wirklich ohne Schlüssel in der Kälte stehe.« Ich lache, und natürlich höre ich auch, wie gekünstelt es klingt. Der Typ macht mich nervös. Er könnte wenigstens etwas sagen. Aber das tut er nicht. Er wendet sich einfach ab und läuft zurück zur Hütte.

Gut, okay. Vielleicht ist er ja stumm?

Eigenbrötlerisch, das dachte ich ja bereits. Vermutlich hat er genauso wenig wie ich damit gerechnet, hier auf einen anderen Menschen zu treffen. Dabei habe ich ihm meine Ankunft geschrieben. Doch darauf habe ich schon keine Antwort mehr bekommen, also wer weiß, ob er sie überhaupt gesehen hat. Auf Airbnb hatte seine Hütte noch keine Bewertungen, daher weiß ich nicht, ob er schon Gastgebererfahrungen gesammelt hat.

Vermutlich nicht.

Obwohl er ruhige, große Schritte macht, kommt er wesentlich schneller voran als ich. Ich muss mich bemühen, mich nicht erneut fast auf die Nase zu legen, als ich ihm über den rutschigen, zugeschneiten Pfad hinterherhechte.

»Ich hatte wirklich keinen Plan B, wenn Sie jetzt, ohne den Schlüssel hierzulassen, wieder gefahren wären«, plappere ich und sehe auf seinen Rücken, der verdammt breit ist. Noch breiter als Jasons, und der hat

immerhin semiprofessionell Football gespielt. »Mein Auto ist nämlich liegen geblieben, wissen Sie? Die Entfernungen hier draußen sind echt schlecht abzuschätzen und ...«

Ich halte inne, als er mir einen knappen Blick über die Schulter zuwirft und stehen bleibt. In seinen Augen passiert etwas, das ich nicht deuten kann.

»Wo ist dein Auto?« Seine Stimme ist derart tief und rauchig, dass mir eine Gänsehaut über die Wirbelsäule kriecht. Von Umgangsformen scheint er nebenbei bemerkt auch nicht viel zu halten, sein Ton macht deutlich, dass er nicht fragt, um mir zu helfen. Vielmehr mahlt sein Kiefer und er starrt kurz in Richtung der Straße, aus der ich gekommen bin.

Ich deute dorthin. »Keine Ahnung. Etwa eine Dreiviertelstunde bin ich gelaufen. Ich habe es am Straßenrand stehen lassen, als der Weg weiter war, als mein Tank ausgereicht hat.« Wieder umschlinge ich mich mit meinen Armen und wippe auf den Zehenspitzen auf und ab. Es ist noch immer arschkalt und ich würde es bevorzugen, wenn wir dieses überaus merkwürdige Gespräch in der Hütte fortsetzen würden statt davor.

»Mir ist kalt«, werde ich deutlicher, als er immer noch nichts sagt. »Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich gern die Schlüssel haben und reingehen.« Ich nicke mit zitterndem Kinn zur Holztür und vernehme in derselben Sekunde wieder dieses hohe weinerliche Geräusch.

Der Typ auch. Seine Wangenmuskeln zucken, er

reibt sich über den Nacken, während er von mir zu der Hütte und zurück sieht.

»Spukt es hier etwa?«, frage ich und zwingen mich zu einem netten Lachen. »Das macht mir nichts, ich komme aus New York, da bin ich die kuriosesten Dinge gewöhnt.« Doch auch auf diesen Versuch des Small Talks geht der Typ nicht ein. Seine Miene bleibt gleichbleibend dunkel, dann stürmt er vor und verschwindet im Haus.

Meine Güte. Was für ein Kauz.

Da er die Tür nicht wieder verschließt, zögere ich nicht länger und folge ihm. Meinen Koffer zerze ich hinter mir her. Als ich ihn über die Schwelle schleife, empfängt mich eine warme Wand. Die Luft riecht himmlisch nach Holz, nach dem knisternden Kamin und roher Natur.

Ich sehe mich knapp um und gehe weiter in den Hauptraum der Hütte hinein. Die wenigen Fensterscheiben sind beschlagen und damit der Grund, warum ich von außen nichts erkennen konnte. Die Einrichtung ist alt, besteht vorrangig aus Holz, genau wie die kleine Küchenzeile rechts von mir. Links steht ein braunes Ledersofa, das schon ordentlich durchgesessen aussieht. Vor dem Kamin liegt ein riesiges Lammfell.

Überall entdecke ich Kerzen, kleine Dekoelemente und gemütliche Wolldecken. Wenn er das eingerichtet hat, scheint er ein Händchen dafür zu haben.

Es ist perfekt, wie es ist.

Ich atme tief ein und spüre das Kribbeln auf jedem

Zentimeter meines Körpers, als die Wärme sich auf meine zugefrorenen Knochen legt.

In diesem Moment tritt der Mann aus einer weiteren Tür und ... auf seinem Arm trägt er ein Baby.

Ein weinendes Baby, das maximal ein paar Monate alt ist.

Er ignoriert mich, auch wenn ich sehe, wie sein Wangenmuskel zuckt, als er kurz in meine Richtung sieht. Nicht, weil er lächeln will. Er wirkt ... wütend. *Warum?*

Doch dann marschiert er zu einer schwarzen Reisetasche, die neben der Küchenzeile steht, und nimmt eine Packung Milchpulver heraus. Das Baby weint weiter, während er mit zugekniffenen Augen die Zubereitungsanleitung auf der Rückseite liest.

Ich habe weder damit gerechnet, dass dieser grimrige Mann ein Baby hat, noch dass er anscheinend nicht weiß, wie er seine Milch zubereiten muss. Ich habe so viele Fragen und stelle keine einzige davon.

»Sie ... Sie haben ein Baby«, ist das Sinnvollste, das mir einfällt. Er beachtet mich nicht, als er eine Babyflasche aus der Tasche nimmt, an der noch ein Pappschildchen ihren Wert ausweist. Er reißt es ab, verfährt mit dem Milchpulverkarton ähnlich grob und will gerade einen Löffel voll davon in die Flasche geben, als ich mich in Bewegung setze.

Ich kenne mich mit Babys nicht gut aus, aber dass man die Flaschen vor der ersten Benutzung in irgendeiner Weise sterilisiert, sollte doch selbstverständlich sein.

Warum weiß er das nicht?

»Sie müssen die Flasche vorher ...«, ich sehe mich in der kargen Küche um, »... einmal im Wasser aufkochen.« Einen Topf mit Wasser wird es hier schließlich geben.

Er runzelt die Stirn und hält inne.

»Warum?«

»Weil ... weil das so ist.« Ich gehe entschlossen vor und nehme ihm die Flasche aus der Hand, bevor ich mich auf die Suche nach einem Topf begeben. Er hilft mir nicht, aber ich brauche auch nicht lange, dann werde ich fündig. Als ich den Topf mit Wasser fülle und kurz darauf auf dem Gasherd platziere, bemerke ich lediglich, wie er mich aus dem Augenwinkel mustert.

Schweigend bereite ich die Flasche vor und übernehme anschließend auch den Part, die Babymilch zuzubereiten, da er mir die Packung stumm entgegenschickt.

»Kennst du dich mit Babys aus?«, will er wissen, als ich ihm die fertige Flasche reiche. Er ignoriert meine Geste.

»Nicht wirklich, aber eine Freundin von mir hat letztes Jahr eine kleine Tochter bekommen, da habe ich manchmal ausgeholfen und zugesehen.« Ich zwinkere ihm zu. »Nur hatte sie einen Vaporisator. Ich schätze, ein Topf mit Wasser tut es auch.«

»Einen was?«, fragt er und drückt mir in derselben Sekunde das kleine Bündel in den Arm.

Ähm, okay.

Vermutlich sehe ich nicht gerade intelligent zu ihm auf, als er mich an der Schulter Richtung Sofa schiebt.

Auf seine Frage erwartet der Kerl wohl keine Antwort, denn er spricht gleich weiter. »Wenn du sie fütterst, kümmerge ich mich in der Zwischenzeit um deinen Wagen.« Es sind die meisten Worte, die er in der letzten halben Stunde an mich gerichtet hat. Ich setze mich, vor allem deshalb, weil das kleine Mädchen immer heftiger weint. Es dauert ein paar Sekunden, dann nimmt sie die Flasche und ihr Weinen weicht einem leisen Schmatzen.

Ich weiß nicht, was ich zuerst sagen soll, denn er geht zu meinem Koffer, greift zielgerichtet nach der Handtasche, die ich obendrauf befestigt habe, und nimmt etwas heraus, das er sich in seine Hosentasche steckt.

Vermutlich der Autoschlüssel, aber wie wäre es mit fragen?

Gut, streng genommen hat er gefragt. Ich füttere immerhin seine Tochter, und das war seine Bedingung, dass er sich um mein Problem kümmerst, richtig?

Vielleicht macht man das hier draußen so. Ich versuche, mich zu entspannen, und doch frage ich kurz darauf: »Hallo? Hast du nicht etwas vergessen?«

Er zieht die Kapuze des Hoodies über seinen Kopf, auf dem noch immer seine Strickmütze sitzt, und wendet sich zur Tür. *Und ignoriert mich.* Ich bin mir sicher, er hat mich verstanden.

»Ähm, entschuldige«, rufe ich laut und sehe ihm irritiert hinterher. Er hält mit der Hand auf der Türklinke inne und sieht über seine Schulter, als wäre alles geklärt, dabei ist rein gar nichts auch nur ansatzweise geklärt.

»Wie heißt sie?«, frage ich nun die wohl unwichtigste Frage zuerst und nicke zu dem kleinen Mädchen in meinem Arm.

»Kei...«, er räuspert sich, »Kacey.« *Er ist verdammt komisch.*

»Mein Wagen hat keinen Sprit mehr.«

»Das sagtest du bereits.«

Ich verenge leicht die Augen, aber da öffnet der Mann schon die Tür. Ehe ich ihn fragen kann, wie er heißt oder was genau hier eigentlich gerade passiert, ist er längst hindurch und lässt mich allein mit seinem Baby in der Hütte zurück.

Kapitel Zwei

MIA



» **W**o ist deine Mommy, hm?«, frage ich das kleine Mädchen, das nach der Flasche auf meinem Arm eingeschlafen ist. Ziellos wandere ich durch die Hütte, suche nach Antworten, doch alles, was ich finde, wirft nur noch mehr Fragen auf.

In der zweiten Reisetasche auf dem Bett in dem einzigen Schlafzimmer waren vorrangig Kleidungsstücke, die einem Mann gehören. Das habe ich nur gesehen, weil sie offen daliegt und einige Stücke unordentlich heraushängen – ich wühle nicht in fremden Sachen. Aber ich bin aufmerksam. Und so habe ich schnell festgestellt, dass die karge Babyausstattung – eine Maxipackung Windeln, ein paar Kleidungsstücke (ebenfalls noch mit Preisschild) und zwei weitere Flaschen – eher so wirkt, als wäre ... ja, das ist die Frage. Als wäre er mit dem Kind auf der Flucht?

Vor seiner Frau?

Hat er das Kind entführt?

Oder hat er die Kinderausstattung schlicht vergessen und macht lediglich einen netten Ausflug?

Was mich gleich zur nächsten Frage bringt: Wie zum Henker kann man Kinderausstattung vergessen, wenn man mit dem eigenen Kind einen netten Ausflug unternimmt?

Und zu dieser Frage: Wie will er sich eigentlich um mein Auto kümmern? Es schieben? Läuft er mit einem Kanister bis zur nächsten Tankstelle, die weiß Gott wo ist?

Nein, irgendwas passt hier ganz und gar nicht zusammen.

Wie ich es auch drehe und wende, ich komme zu keiner plausiblen Erklärung. Oder zu keiner, die mich beruhigt.

Im Schlafzimmer habe ich neben dem großen Bett ein Reisebettchen entdeckt. Dorthin gehe ich, als Kacey tief und fest auf meinem Arm schläft. Sie wird nicht wach, als ich sie ablege und aus dem Zimmer husche.

Vielleicht sollte ich doch die Polizei rufen, auch wenn Mr. Unbekannt-Grumpy sich angeblich um mein Auto-Problem kümmert. Wer weiß, ob er das wirklich tut. Vielleicht ist er auch über alle Berge und hat mich mit dem entführten Kind allein gelassen? Dann werde ich gefunden und wegen Kindesentführung ins Gefängnis gebracht. Nein, so weit kommt das noch.

Ich sollte dringend die Polizei rufen.

Sicher sucht seine Mutter schon nach dem Kind. Ich will nicht in Dinge hineingezogen werden, die

mich nichts angehen. Entschlossen kehre ich zu meinem Gepäck zurück und greife nach meiner Handtasche.

Doch je länger ich darin wühle, desto sicherer bin ich, dass mein Handy nicht mehr da ist. Im Auto kann ich es nicht vergessen haben, ich weiß noch genau, wie ich auf halber Strecke Maps gecheckt und mich über den vorhandenen Internetempfang gefreut habe. Dann habe ich es zurück in meine Handtasche geworfen und den Reißverschluss im Anschluss dreimal überprüft. Schließlich ist mein Handy meine einzige Sicherheit.

Mit klopfendem Herzen wühle ich weiter, doch das Handy bleibt unauffindbar.

Dafür höre ich nach wenigen Minuten, wie ein Auto neben der Hütte mit schlittrnden Reifen zum Stehen kommt. Ich gehe zum Fenster und erkenne, wie der Mann meinen Wagen neben der Hütte parkt. Kurz darauf tritt er durch die Tür.

»Sie schläft«, sage ich als Erstes. Scheint ihn nicht großartig zu interessieren.

»Dein Wagen ist da.« Er wirft mir den Autoschlüssel zu. »Ich habe Ersatzkanister in meinem Transporter. Deine Tankfüllung reicht jetzt erst mal, um von hier wegzukommen.«

Ah. Das erklärt zumindest diesen Part.

»Okay«, murmle ich, als er sich, ohne etwas zu sagen, an mir vorbeischiebt und auf die Küchenzeile zuhält. »Danke. Mein Handy ist allerdings weg.« Mein Ton klingt genauso anklagend und misstrauisch, wie ich es beabsichtige.

Er zieht eine Augenbraue in die Höhe, was ver-

deutlich, dass er meine Aussage durchaus verstanden haben dürfte, aber er reagiert auch darauf nicht, sondern fängt an, in der Küche zu suchen. Nach was auch immer, aber es zeigt mir vor allem eins: Dieser Mann ist nicht Besitzer dieser Hütte. Mein schlechtes Bauchgefühl tritt immer deutlicher zutage.

Mit verschränkten Armen folge ich ihm und stelle mich ihm in den Weg. Seine Augenbraue wandert noch höher, doch so respektinflößend, wie seine muskulöse Gestalt auch wirkt: Ich bin kein naives Dummenchen, das sich verarschen lässt. Schlechtes Bauchgefühl hin oder her.

»Okay, Mr. Unnahbar, wir können das hier auf zwei Weisen regeln«, fahre ich ihn an und stoße ihm meinen Zeigefinger in die Brust. Und gleich noch einmal, weil sich das ziemlich gut anfühlt. Wäre er nicht derart verschlossen und angsteinflößend, würde er mir gefallen.

Sein Mundwinkel zuckt, als würde er versuchen, ein Grinsen zu unterdrücken. »Mir würde mindestens eine Weise einfallen, die du ganz sicher nicht meinst.« Er lehnt sich mit dem Rücken an die Arbeitsplatte. »Aber ich höre.«

Ich lasse mir nicht anmerken, dass seine Worte mich verunsichern. Sie klingen wie eine Drohung. »Entweder, du verlässt sofort inklusive deines Anhangs diese Hütte oder du kriegst die Zähne auseinander und gibst die Antworten, die ich brauche!«

Er lächelt schmal. »Was möchtest du wissen, ...?« Er hebt seine Stimme am Ende, was in seiner ver-

schlossenen Welt wohl einer Frage nach meinem Namen gleichkommt.

»Mia.« Ich schnaube wütend und bekomme weder darauf noch auf meinen Namen eine Reaktion. »Schön. Also: Gehe ich recht in der Annahme, dass das hier nicht deine Hütte ist?«

Er zuckt mit den Schultern.

Ich schnaube erneut und spüre, wie die Wut in mir anfängt zu brodeln. »Und das Baby? Du weißt nicht einmal, wie man ein Babyfläschchen zubereitet!«

Er verschränkt seine Arme vor der definierten Brust. »Gut kombiniert. Aber du hast das ganz hervorragend gemacht, daher mein Angebot: Du kannst hier deinen Urlaub machen und kümmerst dich ein bisschen um Kacey, dafür ...«

»Dafür?«, unterbreche ich ihn wütend. »Ich habe diese Hütte gebucht! Ich wollte in Ruhe meinen Urlaub hier verbringen und nicht Babysitter für einen zwielichtigen Typen spielen!«

Wieder dieses angedeutete Grinsen, das ich nicht verstehe.

»Dafür machen wir das Beste daraus«, erklärt er und zückt sein Handy, auf dem er mir kurz darauf eine Buchungsbestätigung zeigt, die haargenau aussieht wie meine. Nur auf einen anderen Namen ausgeschrieben.

Graham Hunter.

Oh Mann. Allein sein Name klingt wie die reinste Sexgottverkörperung.

Okay, und er ist mit *seinem* Baby hier. *Reiß dich zusammen, Mia.*

Ich schlucke, als ich auf die angegebene Buchungs-

zeit blicke. Tatsächlich. Es scheint, als wäre hier ein Fehler passiert und wir beide haben diese Hütte gebucht. Sofort meldet sich mein Gewissen. Ich kann doch keinen Vielleicht-Vater mit kleinem Baby aus der Hütte verjagen. Ich habe erlebt, wie kalt es dort draußen ist – und dass Übernachtungsmöglichkeiten rar gesät sind.

Also öffne ich lediglich den Mund, um ihn kurz darauf wieder zu schließen. »Schön. Das ist ... ungünstig.« Ich verenge die Augen weiter. »Was sagt deine Frau dazu?«

Nun hebt er beide Brauen, das Lächeln auf seinem Gesicht wird breiter. »Keine Frau, das Baby ist nicht meins, wie du schon ganz richtig herausgefunden hast. Ich bin froh, wenn ich nicht allein dafür sorgen muss, dass es überlebt.« Er räuspert sich. »Das ist nicht gerade mein Ding.«

Mittlerweile kann ich ihn nur noch schlecht erkennen, so fest presse ich meine Augen zusammen. Seine Worte klingen verdammt zweideutig und so ... gefährlich, dass mir eine Gänsehaut unter den dicken Kaschmirpullover kriecht. Auf sehr schräge Weise machen sie dennoch Sinn, weil ja: Genau das habe ich befürchtet. Dass er es nun zugibt ... Ich weiß nicht, wie ich das finden soll. Ist es gut? Schlecht?

»Hast du das Baby entführt?«

Ich weiß nicht, ob ich auf meine direkte Frage eine Antwort bekommen will. Doch so grimmig, wie Graham guckt, ahne ich, dass er mir erst einmal keine geben wird.

Dafür weiche ich nun doch zurück und mein auf-

gebrandeter Mut bekommt erste Risse. Ein dunkler Schatten huscht über seine Miene, der mir alles sagt, was ich wissen muss. Dieser Typ ist gefährlich.

Und ich habe keinerlei Chance zur Flucht. Oder zumindest keine gute.

Mit jagendem Herzen weiche ich weiter zurück und stoße gegen die Arbeitsplatte der Küche. Graham bewegt sich nicht, doch er besieht meine Reaktion genau. Und dann ... dann glätten sich seine Züge plötzlich, auch wenn der Ausdruck in seinen Augen gleichbleibend dunkel ist. Ich kann nicht leugnen, dass dieser Blick etwas mit mir macht. Etwas, das nicht gerade eine ängstliche Reaktion heraufbeschwört.

Scheiße, warum ist dieser Typ so verdammt heiß?

»Hast du Angst vor mir?«, fragt er und schüttelt gleichzeitig den Kopf. »Ich habe das Baby nicht entführt. Es ... sie ist das Kind von meinem besten Freund und seiner Frau.« Er wird schlagartig wieder so verschlossen wie vorher. »Sie sind beide tot. Autounfall. Es ist erst wenige Stunden her.« Er atmet tief ein und reibt sich den Nacken. »Bevor ich mich darum kümmerge, wie es mit ihr weitergeht, brauchte ich etwas ... Abstand.« Es scheint ihm schwerzufallen, mir diese privaten Dinge zu verraten.

Ich nicke hastig und komme mir sofort dämlich vor. Ich habe ihm unterstellt, ein ungehobelter Scheißkerl zu sein. Einer, der Babys entführt und ihren Müttern wegnimmt. In Wahrheit ist er ein trauernder Mann, der für seinen toten Freund einspringt.

Gott, warum habe ich ihn nicht einfach nett gefragt?

Ich senke den Blick auf meine ineinander verschlungenen Finger. »Oh, das tut mir leid«, wispere ich und höre aus meiner Stimme das schlechte Gewissen nur zu deutlich heraus. »Eigentlich verurteile ich Leute nicht so schnell, aber ...«

»Schon gut. Es ist nicht verkehrt, vorsichtig zu sein«, unterbricht er mich. »Ich habe nicht damit gerechnet, hier auf eine andere Person zu treffen, und war ja auch nicht gerade ... nett. Vielleicht sollten wir von vorne anfangen.« Er streckt mir seine Hand entgegen. »Graham Hunter.« Er lächelt immer noch nicht.

»Mia ... Mia Clarkson.« Ich ergreife seine Hand, die sich warm und schwielig um meine legt. Hände verraten viel über ihren Besitzer, ohne dass dieser sich erklären muss. Graham ist ein Mann, der viel mit seinen Händen arbeitet, anpackt und sich nicht scheut, sich schmutzig zu machen. Was nicht bedeuten soll, er wäre ungepflegt. Das ist er nicht. Ein Blick auf seine Hände genügt, um zu erkennen, dass seine Fingernägel sauber und kurz sind. Die deutlich erkennbaren Adern auf seinem Handrücken machen sie nur noch attraktiver.

Als ich den Kopf hebe und in seine grün funkelnden Augen blicke, muss ich wieder schlucken. Warum nur habe ich den Eindruck, geradewegs auf meinen Untergang zuzusteuern?

»Ich gehe mal nach Kacey sehen.« Er nickt mir knapp zu, lässt mich in der Küche allein und geht ins Schlafzimmer.

Immerhin gibt mir das die Möglichkeit, durchzuatmen und meine Gedanken zu sortieren. Ich sehe

mich in der Küche um und entdecke einen Schrank, der gut mit Vorräten gefüllt ist. Das ist praktisch. Mein Magen knurrt, und obwohl ich nicht gern koche, heißt das nicht, dass ich es nicht kann. Meinetwegen auch für eine Person mehr.

Doch Graham scheint nicht vorzuhaben, zurückzukommen. Auch nicht, als ich höre, dass das Baby wieder wach wird. Ich würde ihn ja gern fragen, was er isst, aber ich werde mich ihm keinesfalls aufdrängen.

Vielleicht schaffen wir es ja sogar, uns so weit aus dem Weg zu gehen, wie es in dieser beengten Hütte möglich ist.